Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 23

Artikel: Unter der Sonne Italiens
Autor: Graf, Ida
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672386

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es schien mir, dass die Engländer eine grüblerische, um nicht zu sagen philosophische Ader haben, die es ihnen erlaubt, das Alleinsein nicht als bedrückend oder langweilig zu empfinden.

Mit dem Gondelfahren, Schwimmen und Bücherlesen rund um den Serpentine-See waren aber die Liebhabereien der Hyde-Park-Besucher noch nicht erschöpft. Die Feinschmecker unter den Sporttreibenden oder weit mehr jene Glücklichen, die es sich leisten konnten, tummelten sich zu Pferd auf den endlos scheinenden Reitwegen.

Das schwache Geschlecht pflegte den edlen Reitsport mit besonderer Vorliebe, waren doch die Reiterinnen zahlreicher vertreten als ihre männlichen Kollegen. Blitzsauber vom blonden Scheitel bis zu den in der Sonne glänzenden braunen Stiefeln, sassen sie sicher und aufrecht auf den langschweifigen Fohlen und schienen sich nicht ungern bewundern zu lassen. Etwas mühsamer als ein beschwingter Trab auf dem Pferderücken gestaltete sich das Warten an der Badekasse. Der Nachteil der Grosstädte wurde mir auch hier wieder so recht bewusst. Der Andrang ist überall, wo man auch immer hinkommen mag, so gross, dass das Schlangenstehen an der Tagesordnung ist und scheinbar von der Londoner Bevölkerung als höchst natürlich empfunden wird. Selbst um eine Mahlzeit zu erhalten muss man sich dazu bequemen, Schlange zu stehen und das heisst warten, oft sehr lange warten ... An der Badekasse standen die Londoner mit bewundernswerter Geduld oft über eine volle Stunde lang, ohne im geringsten zu murren und zu schelten. Die Reihenfolge wird sogar von den Frauen peinlich innegehalten. Nie sah ich in England, dass Wartende zuungunsten des Nachbarn für sich einen bessern Platz eroberten oder nach vorne drängten. Die Anstandspflicht und das Bedürfnis nach dem traditionellen fair play werden noch ernst genommen und machen den Aufenthalt auf der Insel angenehm. hr.

Unter der Sonne Italiens

Nicht nur die trüben Regentage sind es, die in uns die Sehnsucht nach Sonne und Wärme, nach dem Süden wecken. Unter einem regenverhängten Himmel träumen wir vielleicht von den hohen Zypressen, die in Italiens Himmel aufragen, von den Palmen und den braunen, dunkeläugigen Menschen des Südens, von der Villa d'Este und den traumhaften, wogenumbrandeten Küsten des Mittelmeeres. Wir sehen azurblaue Wellen, die leise an den korallenübersäten Strand schlagen, ein weisses Segel, ein Fischerboot, das ein zappelndes Netz voll silberner Fische einholt. Ja, die ganze Skala südlicher Reiseromantik träumen wir herunter, gleichsam einen kreisenden Erdball «en miniature».

Der internationale Reiseverkehr kennt seine Modeländer. Die Menschen wollen immer wieder Neuland entdecken, bald suchen sie den Komfort, bald wieder primitive Verhältnisse. Doch hier nimmt Italien eine Ausnahmestellung ein: es läuft nicht Gefahr, als Reiseland aus der Mode zu kommen. Denn unser südliches Nachbarland hat alles, was man sucht: die verschiedenartigsten klimatischen Verhältnisse, Kunstdenkmäler aller Epochen, wundervolle Alpenpässe, prächtige Städte mit reichen Kunstschätzen, vornehme Seebäder — wir denken an den Luxus und Prunk der adriatischen und tyrrhenischen Badestädte — und primitive Fischerdörfer. Italien hat vor allem schöne und grosszügig angelegte Strassen, die den Reisenden mit geradezu magischer Kraft anziehen und weiterlocken. Von der Alpengrenze weg, durch die oberitalienische Ebene und über das Bergland der Mitte bis zur Südspitze, die nach Sizilien deutet, dehnt sich ein breites Netz von Autobahnen, die das bewegte Hin und Her des Ueberlandverkehrs leiten. Jede der grossen Städte Italiens zeigt ihr eigentümliches Gepräge, ein Typisches in der Anlage, die durch die jeweilen vorherrschende Vegetation gekennzeichnet ist.

Wer es sehr eilig hat, ans Meer zu kommen, fährt nach Genua. Doch besser nicht am Samstag oder Sonntag, denn da rollen unzählige Autocars von Mailand, der lombardischen Metropole, und andern oberitalienischen Städten nach Genua, dem grössten Mittelmeerhafen, und die Strandpromenaden der unzähligen Badeorte an der ligurischen Riviera wimmeln von italienischen Sonntagsausflüglern. Auf dem Bahnhofplatz in Genua wird der Reisende von der Kolumbusstatue empfangen, die gelassen auf das menschliche Getriebe zu ihren Füssen hinunterschaut. Im Jahre 1451 wurde in Genua dem armen italienischen Tuchweber und Weinhändler Colombo ein Sohn geboren, der auf den Namen Cristoforo getauft wurde.

Niemand ahnte wohl damals, dass der kleine

Knabe zum Entdecker der Neuen Welt werden sollte. 1951, nach einem halben Jahrtausend, feierte die Stadt Genua die 500. Wiederkehr des Geburtstages ihres berühmten Sohnes Christoph Kolumbus. Deshalb wurden grossangelegte Kolumbus-Festlichkeiten, darunter im Palazzo San Giorgio eine internationale Kolumbus-Ausstellung durchgeführt.

Die ligurische Küste, besser unter dem Namen der Riviera bekannt, zieht sich dem grossen Bogen des Golfes von Genua entlang. Von Genua bis Ventimiglia reicht die westliche, von Genua bis La Spezia die östliche Riviera. Hier regnet es wenig, Nebel kennt man überhaupt nicht, und die bösen nördlichen Winde werden von den Gebirgszügen und Hügel aufgehalten. Das ist auch der Grund, warum sich hier so viele Kurorte entwickeln konnten, von denen wir nur die bekanntesten Bordighera, Ospedaletti, San Remo, Alassio, Pegli, Nervi, Santa Margherita, Rapallo und Sestri Levante erwähnen wollen.

Doch auch Genua, von den Italienern «La Superba» genannt, ist nicht nur seiner reizvollen Lage wegen, sondern auch um seiner reichen Kunstschätze willen eine sehenswerte Stadt. Von einer halben Million vor dem Kriege wuchs sie nun auf fast 800 000 Einwohner an. Von den malerischen Hügeln der Umgebung geniesst man einen bezaubernden Rundblick über die Stadt, das Meer und ein schönes Stück der Riviera. Wer sich für Schiffahrt interessiert, wird die ausgedehnten Hafenanlagen und die Schiffswerften in Sestri besichtigen.

Von der französischen Grenze führt die Via Aurelia der ganzen italienischen Riviera entlang über San Remo, Genua, La Spezia, Viareggio, Livorno nach Rom. Viareggio, im östlichen Teil der ligurischen Riviera, deren Schönheit ihresgleichen sucht, ist mit seinem prachtvollen Strand und berühmten Pinienwald der meistbesuchte Badeort des Tyrrhenischen Meeres.

Doch vielleicht zieht es uns eher nach Neapel oder nach dem Zauber der alterslosen Insel Capri. Seit den Tagen des Tiberius, dessen schlechter Ruf eine nicht unbeträchtliche Verdienstquelle für die Inselleute ist, ist es bis heute keinem geschichtlichen Ereignis gelungen, Capri etwas von seiner Schönheit zu nehmen. Wie in alter Zeit tragen die Frauen immer noch die Krüge und Lasten in anmutiger Haltung auf dem Kopfe, mit einem Gang, den sie von Generationen zu Generationen von Frauen ererbt haben, die seit Urzeiten mit der gleichen Anmut alles auf dem Kopfe getragen haben.

Die Capresen sind liebenswürdige, diplomatische Menschen; die Fremden, die auf die Insel kommen, werden hingenommen mit ihren Spleens und ein klein wenig ausgelacht, aber so, dass sie es nicht merken. Der Caprese zeigt ihnen die Grotten, für die er jeweils passende Namen erfindet, erzählt ihnen von den Schandtaten des Tiberius, die wahrscheinlich auch erfunden sind, denn der alte Kaiser war bestimmt nur ein ganz harmloser, netter Mensch, der auf Capri ein geruhsames Lebensende verbrachte. Die naiven Fremden, viel naiver als die Capresen, glauben alles — und warum nicht? Erfundenes, wenn es gut erfunden ist, sollte man immer glauben.

Wenn wir aber das Festland vorziehen, gehen wir nach Neapel, jener Stadt, in der wir begreifen lernen, dass es zwei Italien gibt. Ein Italien, das gleichsam wie ein übertrieben romantisches Filmerlebnis an den Fenstern eines komfortablen Speisewagencoupés oder an den Windschutzscheiben eines Luxusautos vorübergleitet; und ein anderes Italien, das nackt und wirklich aus dem Hintergrund einer oft verwirrend schönen Landschaft hervortritt, mit allen Zwiespältigkeiten und Härten des unmittelbaren Lebens, die sonst von bequemen Polstern und Strandkörben aus gesehen, kaum Bedeutung zu haben scheinen. In Neapel denkt man an all das, was man über Italien gelesen und gehört hat, und versucht zu vergleichen. Dann findet man, dass es wohl eine Vielfalt von entgegengesetzten Eindrücken, aber nur eine Wirklichkeit gibt. Eine Wirklichkeit, die alle Extreme des Reichtums und der Armut, der Schönheit und der unverhüllten Hässlichkeit umfasst, und die schliesslich jedes einzelne Bild übertönt. Es gibt Landschaften, wo die Realität hart an das Phantastische stösst und die Gegenwart eng an die Vergangenheit gebunden ist. Zu dieser Art von Landschaft gehört Neapel und die in seinem Golf gelegenen Inseln Capri, Procida und Ischia.

Aber da ist auch Venedig, die Stadt der Seefahrer, Staatsmänner und Künstler, die Stadt, die Jahrhunderte, Kriege und Staatsverträge überdauert hat und immer gleich geblieben ist. Venedig übte von jeher auf die Ausländer, die in den Süden fahren wollten, eine magische Anziehungskraft aus. Nicht nur mit dem sanften Küstenwind, der den salzigen Algendunst der Lagunen bis zu den Bogenfenstern der alten Palazzi vor dem Bahnhof treibt, empfängt die Königin der

Adria den Reisenden, sondern auch mit dem scharenweisen Aufmarsch seiner proletarischen Söhne, der Gepäckträger, die sich, laut parlierend und gestikulierend, um das Gepäck der Ankommenden bemühen.

Auf der Piazza San Marco, dem Mittelpunkt der Lagunenstadt, flattern immer noch die Tauben um das Haupt der Fremden, jene Tauben, die als Sinnbild des Friedens ihn zur Beschaulichkeit einladen.

Es ist kein Wunder, dass nicht nur Liebespaare ihre schönsten Stunden in Venedig verbringen, sondern auch die Abgesandten der Welt, die Grossmächte der Kunst aller Nationen sich immer häufiger in der Adria-Stadt begegnen. Hier wird nicht nur regelmässig eine Leistungsschau des Filmschaffens abgehalten, sondern hier treffen sich auch die Maler und Bildhauer aller Länder.

Der Ausländer ist von Venedig, von der unsagbaren Wandlungsfähigkeit seiner Farben im stets wechselnden Licht, vom Gewirr der Kanäle, die sein Leben und Gepräge bestimmen, von den 400 Brücken und 160 kleinen Inseln, von den sanft gleitenden Gondeln tief beeindruckt, auch wenn er sich im Gassenlabyrinth der Lagunenstadt unzählige Male verirrt, bevor er zum Colleoni-Denkmal kommt. Er ist vom Markusplatz, wo die übliche Photographie aufgenommen wird, von den glutäugigen Venezianerinnen und von den Läden mit den wunderschönen Auslagen entzückt und begeistert.

Doch wenn du, lieber Leser, deine Batzen zweimal kehren musst, bevor du sie ausgeben kannst — nicht weil du geizig bist, sondern weil es einfach nicht anders geht — dann bleibe nicht zu lange in Venedig. Es kostet zuviel. Venedig ist so durchdrungen von «grandezza», dass sie auch in den Rechnungen im Hotel und Restaurant zum Ausdruck kommt. Es gibt so viele andere schöne Orte in unserem südlichen Nachbarland, wo man ein echtes Italien findet und — was wichtiger ist — Menschen, die nicht nur alles mit «grandezza», sondern auch mit «cuore» tun.

Ida Graf

Der Ausflug der Vierten Klasse

von Jo Hanns Rösler

Achtundzwanzig Franken Pension verlangte man von den Gästen im Alpengasthof «Zu den drei Grossmogulen» — es waren die drei gegenüberliegenden Bergspitzen damit gemeint, nicht die drei Kellner des Hotels, wie ich zuerst annahm — wo ich eines Tages auf der Terrasse sass. Man brauchte den Kellner nicht erst zu rufen, meines Winkes gewärtig, stand er mit unnahbarem Gesicht jederzeit bereit, nachdem er mir zwei dicke, ledergebundene Meisterwerke auf den Tisch gelegt hatte, die Weinkarte und die Speisekarte. Ich klappte sie schnell wieder zu, ich wollte mich erst einmal von dem Schreck über die Preise erholen, der Oberkellner schien dies aber als Zeichen aufzufassen, dass ich bereits gewählt hatte, trat zum Tisch und sagte: «Frischer hausgeräucherter Rheinlachs wäre als Vorspeise heute besonders zu empfehlen. Auch frische Helgoländer Hummer sind eingetroffen.»

Ich sah ihn aus meiner mächtigen, behäbigen Fülle von unten hinauf vergnügt an und sagte:

«Bringen Sie mir ein Bier und ein Paar Würstchen!»

Der Oberkellner war gut erzogen. Er verzog keine Miene. Er bedauerte nur unveränderten Gesichts — ich sah durch seine Haut und konnte sein inneres Mienenspiel erkennen — dass er sich in der Abschätzung des Gastes bei meinem Eintritt um ein Gewaltiges geirrt und mir einen der besten Terrassentische mit der Aussicht auf die Seestrasse angeboten hatte. Er nahm die beiden ledergebundenen Meisterwerke wieder an sich und überliess die weitere Bedienung meines Tisches einem Piccolo.

Ich wollte gerade meine kleine Zeche bezahlen, da vernahm ich von der Seestrasse her einen fröhlichen Lärm. Es war ein Schulausflug von ungefähr dreissig Jungens, die auf ihren Rädern sassen, dem Alter nach eine vierte Gymnasialklasse, die mit ihrem Lehrer einen Ausflug machte. Die ersten sechs schwangen sich von ihren Rädern, winkten den Nachkommenden, zu halten, sie deuteten auf das Hotel, blickten fragend zur Terrasse; der junge Lehrer, der als letzter mit den Kleinsten der Klasse nachkam, machte zuerst ein bedenkliches Gesicht, als die Jungens ihm ihr Vorhaben erzählten, dann aber zeigte er eine Geste, als wollte er damit sagen: «Versucht's doch mal! Ihr werdet ja sehen!»

Fünf Jungens lösten sich aus dem Trupp und